



Institut für Geschichte
des ländlichen Raumes

Ernst Langthaler

Mangel und Moral

Ernährungsalltag in Stadt und Land

St. Pölten 2016

Rural History Working Papers 34

Publikationsort dieses Aufsatzes:

Elisabeth Loinig u.a. (Hg.), Fern der Front – mitten im Krieg. Alltagsleben im
Hinterland 1914-1918, St. Pölten 2016

Herausgeber:

Institut für Geschichte des ländlichen Raumes (IGLR)

Kulturbezirk 4, 3109 St. Pölten, Österreich

Telefon: +43-(0)2742-9005-12987

Fax: +43-(0)2742-9005-16275

E-Mail: ernst.langthaler@noel.gv.at

Website: www.ruralhistory.at

Mangel und Moral

Ernährungsalltag in Stadt und Land¹

„Wohnung der Familie Durchhalter. Die Mutter: Ziagts z'haus die Sandalen aus, man hört sein eigenes Wort nicht! Ein Kind: Mutter, gibt's heut wieder nix z' essen? Die Mutter: Du frecher Bub, ich werd dir lehren – (Sie will auf ihn losgehen. Es läutet.) Das is der Vater! Er hat sich angestellt um Wrucken, hoffentlich – (Man hört das Klappern von Sandalen. Der Vater, in Papieranzug, erscheint in der Tür.) Die Kinder: Vater, Brot! Der Vater: Kinder, Rußland verhungert!“²

Karl Kraus, der wohl scharfsinnigste Augenzeuge des Alltagslebens im Ersten Weltkrieg, verweist in dieser Szene aus *Die letzten Tage der Menschheit* auf den Zusammenhang von Mangel und Moral: Anstatt des heiß ersehnten (Wrucken-)Brottes serviert der vom Einkauf zurückgekehrte Vater seiner Familie eine sich als hohle Phrase selbst entlarvende Propagandaparole. In der Szene kollidiert die offizielle Moral der Kriegspropaganda, die mit Verweis auf die Mangelsituation des „Feindes“ an die Durchhaltebereitschaft an der „Heimatfront“ appelliert, mit der inoffiziellen Moral der Bevölkerung, die die Kriegspropaganda als Ablenkungsversuch von der – von der Obrigkeit zu verantwortenden – eigenen Mangelsituation entschlüsselt. Kurz, ‚ein Opfer bringen‘ und ‚zum Opfer fallen‘ bilden die entgegengesetzten Pole des Ernährungsdiskurses an der „Heimatfront“.³

In diesem Beitrag umreißt ich den Zusammenhang von Mangel und Moral am Ernährungsalltag Wiens und seines niederösterreichischen Umlandes. Zunächst skizziere ich anhand statistischer Befunde die *Dimensionen* des österreichisch-ungarischen Ernährungsproblems auf der Makro- und Mikroebene (I.). Dann erörtere ich die wesentlichen *Triebkräfte* dieses Problems (II.). In weiterer Folge erkunde ich alltägliche *Überlebensstrategien* in Stadt und Land (III.). Schließlich beleuchte ich darauf Bezug nehmende *Moraldiskurse* und deren Wirkungen (IV.). Dieser Beitrag ist ein erster, auf

¹ Für Kommentare zur Erstfassung dieses Aufsatzes danke ich Stefan Eminger.

² Karl KRAUS, *Die letzten Tage der Menschheit* (Salzburg/Wien 2014) 461.

³ Vgl. Maureen HEALY, *Vienna and the Fall of the Habsburg Empire. Total War and Everyday Life in World War I* (Cambridge 2004) 31–86.

Forschungsliteratur und veröffentlichte Quellen gestützter Themenauftritt als Ausgangspunkt für eingehendere, auch unveröffentlichte Quellen einschließende Forschungen.⁴

I. Dimensionen

Statistische Angaben zum Nahrungsmittelverbrauch in Österreich-Ungarn im Ersten Weltkrieg sind rar und überdies zweifelhaft. Daher näherte ich mich den Dimensionen des Ernährungsproblems aus verschiedenen Richtungen. Der durchschnittliche Pro-Kopf-Verbrauch an Brotgetreide in Österreich-Ungarn sank von 1909/13 bis 1918 um 45 Prozent von 181 auf 101 Kilogramm. Diese Durchschnittswerte sagen jedoch wenig über die tatsächlichen Verbrauchsmengen aus; denn die Brotgetreiderationen für das Militär überstiegen jene für die Zivilbevölkerung, jene für Ungarn überstiegen jene für Österreich.⁵ Ein anderer Indikator für den Ernährungszustand der Bevölkerung ist die Zivilsterblichkeit, die in der österreichischen Reichshälfte in den Kriegsjahren einem sanft, aber stetig steigenden Trend folgte, bevor sie 1918 – auch als Folge der Pandemie der „Spanischen Grippe“ – hochschnellte.⁶

Gegenüber diesen Makrodaten für die gesamte Monarchie oder deren Teilstaaten bieten Mikrodaten, die sich auf Einzelhaushalte oder Einzelpersonen beziehen, zwar nur punktuelle, aber dafür präzisere Anhaltspunkte. Die Haushaltsbudgets zweier Wiener Arbeiterfamilien in den Kriegsjahren eröffnen detaillierte Einblicke in den Ernährungsalltag. Auf Basis der Pro-Kopf-Einkommensdaten von 119 Wiener Arbeiterfamilien für 1912/14 lässt sich eine grobe Sozialschichtung der Wiener Bevölkerung erstellen: untere Unterklasse (bis unter 400 Kronen Jahreseinkommen pro Konsumeinheit), obere Unterklasse (400 bis unter 1000 Kronen Jahreseinkommen pro Konsumeinheit) und untere Mittelklasse (1000 bis unter 2000 Kronen Jahreseinkommen pro Konsumeinheit). Familie A, die vor dem Krieg der unteren Mittelklasse angehörte, umfasste einen 1874 geborenen Mann, der als Spenglergehilfe arbeitete und 1914/15 Militärdienst leistete, eine Frau ohne nähere Angaben und eine 1900 geborenen

⁴ Vgl. Ernst LANGTHALER, Die Großstadt und ihr Hinterland. In: Im Epizentrum des Zusammenbruchs. Wien im Ersten Weltkrieg. Hrsg. Alfred PFOSE u. Andreas WEIGL (Wien 2013) 222–229; DERS., Vom transnationalen zum regionalen Hinterland – und retour. Wiens Nahrungsmittelversorgung vor, im und nach dem Ersten Weltkrieg. In: Erster Weltkrieg. Globaler Konflikt – lokale Folgen. Neue Perspektiven. Hrsg. Stefan KARNER u. Philipp LESIAK (Innsbruck/Wien/Bozen 2014) 307–318; DERS., Schulchroniken als Quellen zur Alltagsgeschichte des Ersten Weltkriegs. In: Kindheit und Schule im Ersten Weltkrieg. Hrsg. Ernst BRUCKMÜLLER, Christa HÄMMERLE u. Hannes STEKL (Wien 2014) 97–111; DERS., Food and Nutrition (Austria-Hungary). In: 1914-1918-online. International Encyclopedia of the First World War, <http://www.1914-1918-online.net>.

⁵ Vgl. Max Stephan SCHULZE, Austria-Hungary's Economy in World War I. In: The Economics of World War I. Hrsg. Stephen BROADBERRY u. Mark HARRISON (Cambridge 2005) 77–111, hier 94.

⁶ Vgl. SCHULZE, Economy, 81.

Tochter. Familie B, die vor dem Krieg der oberen Unterklasse zuzurechnen war, bestand aus einem 1865 geborenen Mann, der sich als Hilfsarbeiter verdingte, einer 1876 geborenen Frau, die als Bedienerin beschäftigt war, und einem 1902 geborenen Sohn. Gemessen am realen – d.h. inflationsbereinigten⁷ – Familieneinkommen pro Konsumeinheit⁸ erfuhren beide Familien in den Kriegsjahren eine rasante Verarmung. Familie A sackte von 1913/14 bis 1917/18 beständig von 1218 auf 374 Friedenskronen pro Verbrauchseinheit ab. Familie B, in der 1913/14 auf eine Verbrauchseinheit 506 Friedenskronen entfielen, landete nach einem Auf und Ab schließlich 1917/18 bei 245 Friedenskronen. Beide Familien erlebten eine Deklassierung, die sie – gemessen an der Wiener Sozialschichtung der Vorkriegszeit – in die untere Unterklasse absteigen ließ. Zwar landete Familie B, in absoluten Größen bemessen, in der Einkommenshierarchie unterhalb von Familie A; Letztere erfuhr jedoch, relativ gesehen, eine stärkere Deklassierung als Erstere.⁹

Die Deklassierungserfahrungen der beiden Arbeiterfamilien in den Kriegsjahren schlugen auch auf Quantität und Qualität des Nahrungsmittelkonsums durch. In Familie A sank die Verbrauchsmenge pro Konsumeinheit 1913/14 bis 1917/18 von 2833 auf 2283 Kilokalorien; das entsprach einem Einbruch von 19 Prozent. Gleichzeitig nahm der Anteil von Kohlehydratträgern – vor allem Getreideprodukten und Kartoffeln – auf Kosten von Fett- und Eiweißträgern deutlich zu (Abbildung 1). Familie B verzeichnete zunächst eine leichte Zunahme der Verbrauchsmenge pro Konsumeinheit gegenüber dem Stand von 1913/14 mit 2360 Kilokalorien, bevor diese 1917/18 auf 1755 Kilokalorien einbrach; der Rückgang belief sich auf 26 Prozent. Auch in diesem Fall verschob sich das Gewicht der Nährstoffverteilung von Fett- und Eiweißträgern zu Kohlehydratträgern (Abbildung 2).¹⁰ Diese beiden Einzelfälle sind zwar keineswegs repräsentativ für die Gesamtheit; doch zeigen sie darin divergente Entwicklungen, die in anderen Untersuchungen zum Ernährungsalltag im Ersten Weltkrieg festgestellt wurden: Die Einschränkung des Nahrungsmittelkonsums in den ersten Kriegsjahren gegenüber dem Vorkriegsniveau erfasste Angehörige des „Mittelstandes“ vergleichsweise stärker als Unterschichtsangehörige, die in höherem Maß auf öffentliche und

⁷ Zu diesem Zweck wurde das nominale Familieneinkommen mit dem Preisindex für Lebenshaltungskosten deflationiert.

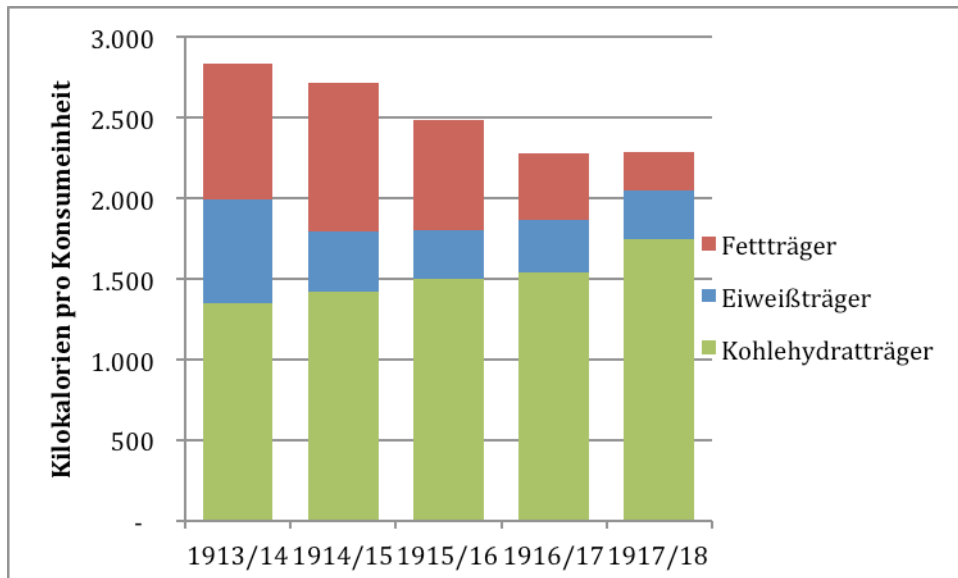
⁸ Die Konsumeinheit ist eine statistische Maßzahl, die die Zahl der Haushaltsmitglieder entsprechend ihres Alters gewichtet; dabei zählt ein Kind weniger als eine erwachsene Person.

⁹ Eigene Berechnungen nach Wirtschaftsrechnungen und Lebensverhältnisse von Wiener Arbeiterfamilien in den Jahren 1912 bis 1914. Hrsg. ARBEITSSTATISTISCHES AMT IM HANDELSMINISTERIUM (Wien 1916) 162–166; Weltkriegsstatistik Österreich-Ungarn 1914–1918. Die Habsburgermonarchie 1848–1918. Bd. XI/2. Hrsg. Helmut RUMPLER u. Anatol SCHMIED-KOWARZIK (Wien 2014) 260–269.

¹⁰ Eigene Berechnungen nach RUMPLER u. SCHMIED-KOWARZIK, Weltkriegsstatistik 260–269.

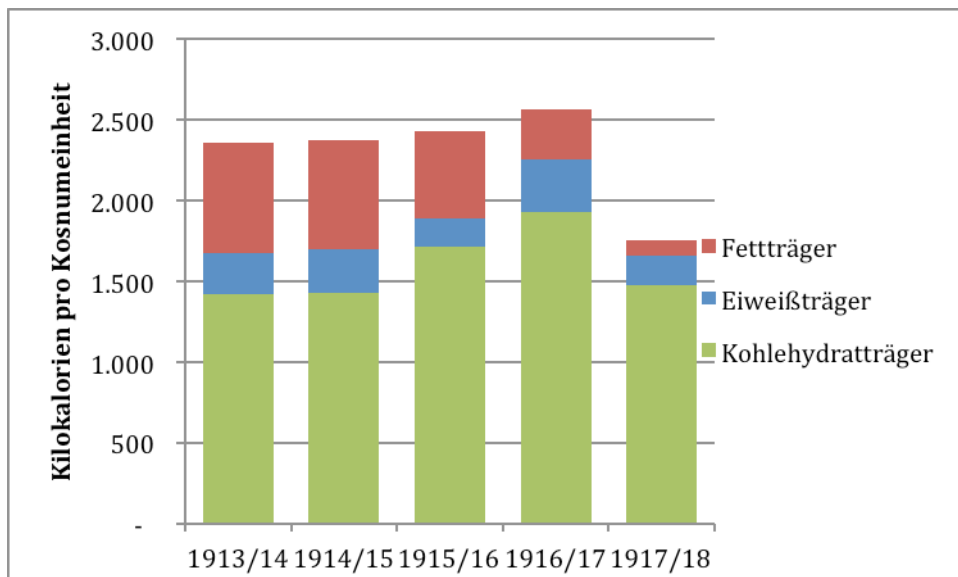
private Fürsorgemaßnahmen zurückgriffen.¹¹ Entsprechend unterschieden sich auch die subjektiven Erfahrungen der objektiven Deklassierung: Ängste vor sozialem Abstieg erfassten die Angehörigen der Mittelklassen wohl erheblich stärker als Unterklassenangehörige, die bereits seit der Industrialisierungsperiode eine „Kultur der Armut“ entwickelt hatten.¹²

Abbildung 1: Lebensmittelverbrauch einer Wiener Arbeiterfamilie (Familie A) 1913/14–1917/18



Quelle: Eigene Berechnungen nach RUMPLER u. SCHMIED-KOWARZIK, Weltkriegsstatistik 260–269

Abbildung 2: Lebensmittelverbrauch einer Wiener Arbeiterfamilie (Familie B) 1913/14–1917/18



¹¹ Vgl. Avner OFFER, *The First World War: An Agrarian Interpretation* (Oxford 1989) 45–53.

¹² Vgl. Josef EHMER, *Familienstruktur und Arbeitsorganisation im frühindustriellen Wien* (Wien 1980) 208–226. Zur „Kultur der Armut“ vgl. Rolf LINDNER, Was ist „Kultur der Armut“? Anmerkungen zu Oscar Lewis. In: *Soziale Ausgrenzungen*. Hrsg. Sebastian HERKOMMER (Hamburg 1999) 171–178.

Quelle: Eigene Berechnungen nach RUMPLER u. SCHMIED-KOWARZIK, Weltkriegsstatistik 260–269

Umfassende Daten zum Ernährungszustand der Bevölkerung Wiens und Niederösterreichs gegen Kriegsende bieten die 1920 durchgeführten Erhebungen im Zuge der US-amerikanischen Nahrungsmittelhilfe. Gemessen am vom Wiener Kinderarzt Clemens Pirquet eingeführten Pelidisi-Wert, der aus dem Verhältnis von Körpergröße und -gewicht den Ernährungszustand einer Person bemisst, war die Situation der untersuchten Kinder in ausgeprägten „Arbeiterbezirken“ (Floridsdorf, Favoriten, Meidling, Ottakring und Penzing) deutlich schlechter als in ausgeprägten „Mittelstandsbezirken“ (Alsergrund, Neubau, Josefstadt, Döbling, Mariahilf und Wieden). Auch die Erhebungsergebnisse für das niederösterreichische Umland zeigen erhebliche regionale Schwankungen: Demzufolge begünstigte vorherrschender Ackerbau (Wien-Umgebung, Wienerwald, Wein- und Waldviertel) den kindlichen Ernährungszustand. Hingegen wirkten sich industrielle Prägung (Wiener Becken und Traisental) und vorherrschende Grünlandwirtschaft (Voralpen und Bucklige Welt) nachteilig aus. Eine Sonderstellung nahm das Alpenvorland ein, in dem sich trotz des Ackerbauschwerpunkts überdurchschnittlich viele unterernährte Kinder fanden; hier dürfte der Verkauf überschüssigen Getreides am (Schwarz-)Markt die Ernährung der nichtbäuerlichen Bevölkerung nachteilig beeinflusst haben. Unter den erhobenen Städten verzeichnete nur das bürgerlich geprägte Mödling einen vergleichsweise guten Ernährungszustand. In den Industriestädten Wiener Neustadt und St. Pölten – mit 83 Prozent das Schlusslicht – fanden sich überdurchschnittlich viele unterernährte Kinder. Überraschend ist der schlechte Ernährungszustand im bürgerlichen Baden – dem Sitz des Armeekommandos –, der auf extreme Ungleichheiten in der Verteilung der Nahrungsmittel vor Ort schließen lässt.¹³

Fassen wir die gesammelten Befunde zusammen: Die vier Maßstäbe für den Ernährungsalltag der Zivilbevölkerung im „Hinterland“ unterscheiden sich nicht nur nach Makro- und Mikroebene, sondern auch nach Ernährungsbedingungen und -folgen (Tabelle 1). Insgesamt verdeutlichen sie die – je nach Perspektive wechselnden – Dimensionen der quantitativen und qualitativen Verschlechterung der Versorgung der Zivilbevölkerung mit Nahrungsmitteln im Kriegsverlauf.

¹³ Vgl. Clemens PIRQUET, Ernährungszustand der Kinder in Österreich während des Krieges und der Nachkriegszeit. In: Volksgesundheit im Krieg. Bd. 1. Hrsg. Clemens PIRQUET (Wien 1926) 151–179; DERS., Schülerspeisung als Teil der allgemeinen Ernährungsfürsorge. In: Ebd. 273–362.

Tabelle 1: Indikatoren zur Ernährung der österreichisch-ungarischen Zivilbevölkerung 1914–1918

	Ernährungsbedingungen	Ernährungsfolgen
Makroebene	Brotgetreideverbrauch - um 45 Prozent abnehmend - Gefälle Militär – Zivilisten - Gefälle Ungarn – Österreich	Zivilsterblichkeit - bis 1917: leicht zunehmend - 1918: stark zunehmend (Pandemie)
Mikroebene	Kalorienzufuhr - um 20 bis 25 Prozent abnehmend - Kohlehydratträger zunehmend, Eiweiß- und Fettträger abnehmend - Klassengefälle	Ernährungszustand - Kinder zu 50 bis 80 Prozent unterernährt - Gefälle Land – Stadt - Klassengefälle in Stadt - Regionsgefälle am Land

Quelle: Zusammenstellung des Autors.

II. Triebkräfte

Die regional- und klassenspezifische Mangelversorgung der österreichisch-ungarischen Zivilbevölkerung mit Lebensmitteln beruhte zu einem gewissen Grad auf einem Erzeugungsproblem, wie die Brotgetreidebilanz für die Vorkriegs- und Kriegsjahre zeigt (Tabelle 2). Im Jahresdurchschnitt 1909/13 reichte der Brotgetreideüberschuss Ungarns im Wesentlichen aus, um das Defizit Österreichs abzudecken; Importe waren nur in Jahren der Missernte nötig. Doch unter Kriegsbedingungen – fehlende Arbeitskräfte, Zugtiere und Düngemittel – verschlechterte sich die Produktionsleistung der österreichisch-ungarischen Landwirtschaft dramatisch.¹⁴ Bereits 1914 unterschritt die Produktionsmenge Österreich-Ungarns den Vorkriegsbedarf, selbst in der ungarischen Reichshälfte; die Fehlmenge konnte wegen der alliierten Seeblockade nur unzureichend durch Importe gedeckt werden. Zwar reduzierte sich die Fehlmenge an Brotgetreide 1915 etwas, bevor sie 1916 wieder anstieg. Nach einer abermaligen Reduktion 1917 – bedingt durch größere Getreideimporte aus den besetzten Territorien Rumäniens und der Ukraine – erreichte sie 1918 ihr Maximum.¹⁵

¹⁴ Siehe den Beitrag von Martin BAUER in diesem Band.

¹⁵ Eigene Berechnungen nach SCHULZE, Economy 94; Richard GRATZ u. Richard SCHÜLLER, Der wirtschaftliche Zusammenbruch Österreich-Ungarns. Die Tragödie der Erschöpfung (Wien 1930) 40–46.

Tabelle 2: Brotgetreidebilanz Österreich-Ungarns 1909/13–1918 (1000 Tonnen)

	Netto- produktion Österreich	Netto- produktion Ungarn	Netto- importe	Gesamt- konsum	Bilanz Österreich* (excl. Importe)	Bilanz Ungarn* (excl. Importe)	Gesamt- Bilanz (incl. Importe)
1909/13	3868	5078	234	9180	-1472	1148	-90
1914	2542	3737	522	6801	-2798	-193	-2469
1915	2103	4707	68	6878	-3237	777	-2392
1916	1765	3642	541	5948	-3575	-288	-3322
1917	1703	3728	1164	6596	-3637	-202	-2675
1918	1649	3134	190	4973	-3691	-796	-4297

* Differenz zwischen jährlicher Nettoproduktion und Vorkriegskonsum (Österreich: 5340, Ungarn: 3930)

Quelle: Eigene Berechnungen nach SCHULZE, Economy 94; GRATZ u. SCHÜLLER, Zusammenbruch 40–46.

Der nach Regionen und Klassen schwankende Nahrungsmittelmangel war jedoch nicht allein durch die erzeugungs- und handelsbedingten Fehlmengen bedingt; er folgte auch aus Problemen mit der Verwaltung des Mangels. Dabei sind mehrere Ebenen zu unterscheiden: Die Verteilung der Nahrungsmittel zwischen Armee und Zivilbevölkerung wurde durch eine ab 1914 ausgehandelte Quotenteilung zwischen Österreich und Ungarn geregelt; jedoch suchte Ungarn seine Mehrbelastung durch Exportkürzungen gegenüber Österreich zu kompensieren. Allein der bedeutende Getreidehandel von Ungarn nach Österreich war 1916 mit nur mehr 3 Prozent der Menge von 1909/13 praktisch zum Erliegen gekommen. Die Lebensmittelteuerung sollte seit 1914 durch Höchstpreise eingedämmt werden; dies dämpfte jedoch die Produktionsanreize und steigerte den Anreiz, Überschüsse zu erhöhten Schwarzmarktpreisen zu verkaufen. Die gleichmäßige Versorgung der Bevölkerung sollte seit 1915 mittels Rationierung durch Lebensmittelkarten gewährleistet werden; doch die Zuteilungsmengen unterschieden sich nach Kronländern und deckten keineswegs den Bedarf. Die verzweigten Nahrungsströme sollten durch die seit 1915 für einzelne Nahrungsmittelkategorien eingerichteten „Zentralen“ gesteuert werden; doch dort herrschten Fehlplanung, Misswirtschaft und Korruption. Der bürokratischen Kompetenzzersplitterung sollte ab 1916 durch ein Amt für Volksernährung und ab 1917 durch Landes-, Bezirks- und Gemeindegewirtschaftsämter zu Leibe gerückt werden; doch erwies sich dieser aufgeblähte Apparat als wenig effizient. Der schwelende Handelskonflikt zwischen Österreich und Ungarn sollte seit 1917 durch einen Gemeinsamen Ernährungsausschuss beigelegt werden; doch die Pattstellung in diesem Gremium und dessen mangelnden Machtbefugnisse erwiesen

sich als Hemmnisse. Kurz, die Lösung eines jeden Problems verursachte Folgeprobleme, die zu einem komplexen Verteilungsproblem kulminierten.¹⁶

Die Literatur, die sich mit Hungerkrisen beschäftigt, unterscheidet zwei Erklärungsansätze: Der Food Availability Decline-Ansatz betrachtet Unterkonsumtion als Produktionsproblem, das sich in der Fehlmenge zwischen Nahrungsmittelangebot und -nachfrage äußert. Der Food Entitlement Decline-Ansatz sieht Unterkonsumtion als Distributionsproblem, das sich im unterschiedlichen Zugang von Akteuren zu Nahrungsmitteln äußert.¹⁷ Im Ernährungsproblem Österreich-Ungarns wirkten beide Triebkräfte zusammen: Gemessen am Bedarf verfügte Österreich-Ungarn wegen Ernteaussfällen und Handelsblockaden über ein zu geringes Lebensmittelangebot, das die staatliche Bewirtschaftung und der Schwarzmarkt ineffizient und ungleich an die Bevölkerung verteilten.

III. Überlebensstrategien

Die offiziellen Lebensmittelrationen reichten beim weitem nicht, um den Mindestbedarf der „Nichtselbstversorger“ bereitzustellen; sie lagen in Wien bei Einführung der Rationierung bei 1300 Kilokalorien und sanken bis Kriegsende auf knapp über 800 Kilokalorien ab. Die in den Geschäften verfügbaren Mengen waren meist noch geringer als die auf den Karten zugewiesenen.¹⁸ Folglich waren die Angehörigen der Zivilbevölkerung, vor allem die weiblichen und jugendlichen „Nichtselbstversorger“, gefordert, die Schwächen der formellen Rationierung durch informelle Überlebensstrategien auszugleichen.¹⁹ Dabei bewegten sie sich in einem Spannungsfeld zwischen den Polen Mangel- und Unterernährung versus ausreichende Ernährung einerseits und den Polen Legalität und Rechtssicherheit versus Illegalität und Strafrisiko andererseits. Für Gelingen oder Scheitern der alltäglichen Überlebensstrategien war der Zugang der Akteure zu materiellen, sozialen und symbolischen Ressourcen entscheidend. Wer wie große Teile der ländlichen Bevölkerung über Grundbesitz verfügte, konnte sich mit Pflanzen- und Tierprodukten teilweise oder zur Gänze selbst versorgen. Folglich bildete der Land-Stadt-Gegensatz eine zentrale Bruchlinie der Kriegsgesellschaft, wie die 1908 geborene Margaretha Witeschnik-Edlbacher, Tochter eines

¹⁶ Vgl. Hans LÖWENFELD-RUSS, *Die Regelung der Volksernährung im Kriege* (Wien 1926); SCHULZE, *Economy*; GRATZ u. SCHÜLLER, *Zusammenbruch*.

¹⁷ Vgl. Amartya SEN, *Poverty and Famines. An Essay on Entitlement and Deprivation* (Oxford 1981).

¹⁸ Vgl. LÖWENFELD-RUSS, *Regelung* 355.

¹⁹ Vgl. Reinhard SIEDER, *Behind the Lines: Working-Class Family Life in Wartime Vienna*. In: *The Upheaval of War. Family, Work and Welfare in Europe, 1914–1918*. Hrsg. Richard WALL u. Jay WINTER (Cambridge 1988) 109–138; DERS., *Wiener Arbeiterkinder. Praktiken des Alltagslebens und die Anfänge der eugenischen Bevölkerungspolitik*. In: *Kindheit und Schule im Ersten Weltkrieg*. Hrsg. Ernst BRUCKMÜLLER, Christa HÄMMERLE u. Hannes STEKL (Wien 2014) 260–285.

Kochs in einem Wiener Nobelhotel, schildert: „Im dritten Kriegsjahr konnte Mutter mit uns nicht, wie jedes Jahr, im Sommer zwei Monate auf einem Bauernhof verbringen. Wir mussten in Wien bleiben. Erstens waren alle Lebensmittel rayoniert, man konnte beim Dorfgreißler nichts kaufen. Außerdem hatten die Dorfkinder, die in früheren Jahren gerne mit uns spielten, meinen Bruder und mich mit Steinen beworfen und dazu geschrien: ‚Weana G’sindl! Foats ham, es freßt’s uns alles weg!‘²⁰

Doch auch die – aus städtischer Sicht privilegierten – Bauernhaushalte, die dem staatlichen Ablieferungszwang unterlagen, waren manchmal von Nahrungsmittelmangel betroffen, wie der 1909 im Waldviertel geborene Bauernsohn Adolf Schlögl erzählt: „Die Bauern mussten diverse Feldfrüchte, ja selbst Eier und Butter, abliefern. In meinem Vaterhaus spielte sich folgendes Ereignis ab: Eine Kommission kam in das Haus, das auf dem Dachboden lagernde Korn – Weizen und Hafer – wurde vermessen, und nur soviel, als auf die Brotkarte fiel, wurde belassen, alles andere wurde zum Abliefern bestimmt. [...] Ich kann mich noch erinnern: Wenn wir kurz nach dem Mittagessen baten, ‚Mutter, geben Sie mir ein Stück Brot‘, ging sie zur Brotlade, gab uns das Gewünschte, hatte dabei aber nasse Augen. Wir verstanden nicht, dass zuwenig Brot im Hause war.“²¹

Selbstversorgungsmöglichkeiten eröffneten sich nicht nur ländlichen, sondern auch (klein-)städtischen Haushalten mit Zugang zu Kleingärten, in denen Nutzpflanzen angebaut und Kleintiere gehalten wurden. Der 1905 als Sohn eines Gerichtsbeamten im niederösterreichischen Hainfeld geborene Karl Zalesky erinnert sich: „Die Versorgungslage war trist. Wie viele andere hatten meine Eltern einen Schrebergarten, der uns Kartoffeln und Gemüse brachte. Außerdem hielten sich meine Eltern einige Hühner, so dass wir frische Eier hatten. Ich züchtete Kaninchen. Auch die Kaninchen unseres Hausherrn musste ich betreuen, wofür ich das Futter auch für meine Kaninchen bekam. Oft hatte ich über hundert Stück.“²²

Wer keinen Zugang zu Landressourcen hatte, jedoch über Geld verfügte, konnte sich zu erhöhten Preisen auf dem Schwarzmarkt mit Bedarfsgütern eindecken. Wert- und Gebrauchsgegenstände konnten entweder zu Geld gemacht oder für Tauschgeschäfte, vor allem für das „Hamstern“ auf Bauernhöfen, genutzt werden. Der 1910 geborene Wiener Eisenbahnersohn Leopold Steuerer erinnert sich an das „Hamstern“ – und an die damit verbundene Gefahr, aufgedeckt zu werden: „Meine Mutter konnte gut nähen, und ihre Erzeugnisse wurden von den Bauern mit Lebensmitteln honoriert. Einmal war auch ich dabei. Ich erhielt eine Flasche Milch, etwa drei Viertelliter. Die Landbahnhöfe wurden von der

²⁰ Kindheit im Ersten Weltkrieg. Hrsg. Christa HÄMMERLE (Wien/Köln/Weimar 1993) 46.

²¹ HÄMMERLE, Kindheit 231.

²² HÄMMERLE, Kindheit 252.

Gendarmerie kontrolliert und manches, was zuviel war, wurde auch konfisziert. Um dem zu entgehen, setzte ich mich, von der Mutter entfernt, in eine Ecke. Als der Gendarm zu mir kam, fiel mir gleich das Herz in die Hose, und ich begann zu weinen. Die Mutter kam gleich zu mir, sie hatte aber auch eine Flasche Milch, das war aber zuviel, deshalb wurde konfisziert.“²³

Wer beim „Hamstern“ keinerlei Tauschgegenstände vorzuweisen hatte, konnte verwandt-, nachbar- oder freundschaftliche Beziehungen zu Angehörigen bäuerlicher Familien nutzen. Die 1905 geborene Margarete Feuerbach, Tochter eines Wiener Briefträgers, erzählt: „Gott sei Dank gab es zwischendurch auch wieder bessere Tage für uns. Hatte doch mein Vater einen Bruder in Mähren, der Bauer war und der das alles besaß, was wir in der Stadt so bitter entbehren mussten. Doch von dieser Seite her etwas zu bekommen, war mit großen Schwierigkeiten verbunden. Schicken durfte man nichts, und dort hinzukommen war auch nicht so einfach. Und so gelang es meinem Vater nur ganz selten, wenn er seinen Urlaub hatte, dass er dann trotz strenger Kontrolle etwas von den ländlichen Herrlichkeiten mit nach Hause bringen konnte. Das war dann immer ein Fest für uns ausgehungerte Kinder.“²⁴ Wer über keine einträglichen Sozialbeziehungen, jedoch über Fachkenntnisse verfügte, konnte eventuell in einem kriegswichtigen Betrieb Beschäftigung finden und sich in der Betriebskantine verpflegen.

Wer keinen Zugang zu überlebenswichtigen Ressourcen – Land, Geld, Wertgegenständen, Beziehungen oder Fachkenntnissen – hatte, musste neben der staatlichen Rationierung und der öffentlich oder privat organisierten Armenauspeisung andere, halb- oder gar illegale Wege der Lebensmittelbeschaffung einschlagen. Dazu gehörte das Sammeln von Ernterückständen auf den Äckern, von dem die Wiener Beamtentochter Maria Balley, geboren 1911, erzählt: „Dies [die am frühen Nachmittag endende Arbeitszeit des Vaters] ermöglichte den Eltern, als die Not am größten war, zur Erntezeit täglich mit der Straßenbahn zu den Feldern der Umgebung zu fahren, zum Ährenklauben. Die so erhaltenen Körner wurden in einem großen Holzkoffer gelagert. Zur Hälfte war er gefüllt, und die Körner wurden nun täglich von uns Kindern mühselig mit unserer zum Glück sehr stabilen Kaffeemühle gemahlen. Von Mama zu Kornbrei gekocht, ermöglichte diese Vollwertkost ein Überleben ohne größere Körperschäden.“²⁵

Neben dem Sammeln von Ernterückständen suchten sich „minderbemittelte“ Familien auch durch Bitten und Betteln Lebensmittel zu verschaffen. Fruchteten diese Versuche nichts,

²³ HÄMMERLE, Kindheit 222.

²⁴ HÄMMERLE, Kindheit 101.

²⁵ HÄMMERLE, Kindheit 35.

äußerten vor allem die Mütter von Kindern oftmals ihren Protest gegenüber Ämtern und Behörden, wie der 1909 in Steyr als Sohn eines Druckers und einer Kellnerin geborene Karl Kaulich erzählt: „Mein Vater musste gleich zu Beginn des Krieges einrücken, und wir hatten bald nichts mehr zum Essen. So ging ich mit meiner Mutter hamstern, und da wir niemanden kannten, war der Erfolg sehr gering. Meine Mutter war verzweifelt und ging mit uns vier Kindern zum Magistrat, stellte uns in eine Kanzlei mit der Forderung zum Essen und sagte, sonst gehen wir nicht weg. Wir bekamen Polenta und Marmelade und Brotmarken, mit welchen ich mich zuerst schon abends anstellte, dann meine Schwester und in der Nacht die Mutter, bis morgens wieder eine Lieferung ankam.“²⁶

Protest wurde nicht nur individuell, sondern auch kollektiv geäußert. Vor allem in den Städten kam es seit Mitte des Krieges immer wieder zu Tumulten, die häufig von den langen Warteschlangen vor den Geschäften ihren Ausgang nahmen. So etwa berichtet die Polizeidirektion Wien im Mai 1916 von mehrtägigen „Hungerkrawallen“, die sich über mehrere Stadtbezirke erstreckten. Männer waren in dieser Protestbewegung offenbar in der Minderzahl: „An den stattgefundenen Demonstrationen beteiligten sich hauptsächlich Frauen, dann aber auch in sehr großer Zahl Jugendliche und Schulkinder beiderlei Geschlechts.“ Daneben bemerkt der Bericht aber auch „das zahlreiche Vorkommen von Soldaten unter den Demonstranten“. Vor allem das regelwidrige Verhalten der Heranwachsenden versetzte die Ordnungshüter in Aufregung: „Unter dem Schutze der Frauen verübten Jugendliche und Schulkinder durch Steinewerfen zahlreiche Beschädigungen. Auch sind mehrere Fälle von Diebstählen in den durch Steine eingeworfenen Geschäftslokalen vorgekommen.“ Die am Protest Beteiligten ließen die Obrigkeit über ihre Motive nicht im Unklaren: „Die Demonstrierenden stießen vorzugsweise Rufe aus wie: ‚Wir haben Hunger, wir müssen mit unseren Kindern hungern, gebt uns was zu essen, wir wollen Frieden haben‘ etc.“ Mindestens ebenso wie die Proteste selbst beunruhigte die Polizei auch die Haltung der daran nicht direkt – wohl aber indirekt – beteiligten Bevölkerung: „Die Demonstrationen werden von der ärmeren Bevölkerung allgemein und von dem Großteil des Mittelstandes gebilligt, zum mindesten nicht missbilligt, umso mehr, als unmittelbar darauf in verschiedenen Bezirken in der Lebensmittelversorgung, namentlich in Fett und Eiern, eine Besserung eingetreten ist.“²⁷ Die Erfahrung, dass derartige Aktionen zu einer – wenn auch nur ausnahmsweisen – Besserung der Lebensmittelversorgung führten, schien für die Aktivistinnen und Aktivisten nicht nur die Regel der staatlichen Misswirtschaft zu belegen, sondern motivierte sie auch zu

²⁶ HÄMMERLE, Kindheit 227.

²⁷ Archiv der Polizeidirektion Wien, Stimmungsberichte aus der Kriegszeit, Bd. III/1916, Bericht vom 18.5.1916, <http://www.digital.wienbibliothek.at/wbrobv/content/titleinfo/607252>.

weiteren Protesten. Dabei verschwamm oftmals die Grenze zwischen Legalität und Illegalität; Nötigen, Stehlen und Plündern zählten in den letzten Kriegsjahren zum Repertoire alltäglicher Überlebensstrategien in Stadt und Land.

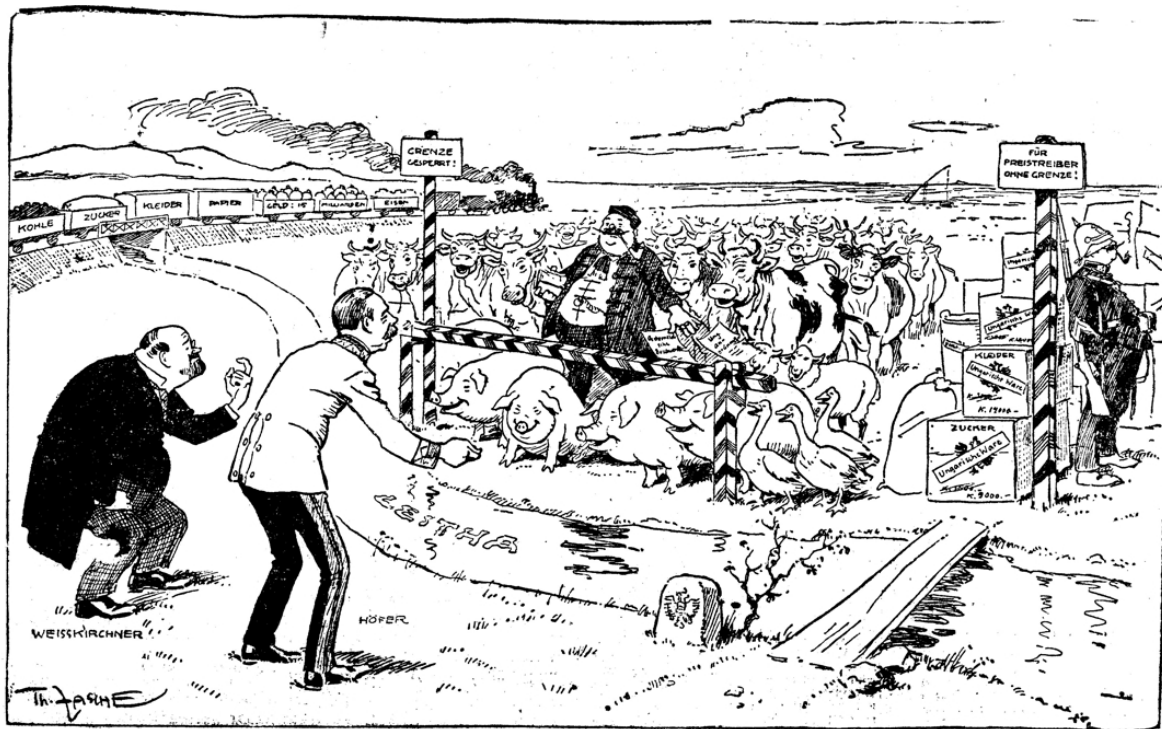
Die hier skizzierten Überlebensstrategien waren bedingt durch ein ineffizientes und ungleiches Agrar- und Ernährungssystem im Kontext eines „totalen Krieges“. Die staatliche Bewirtschaftung war vor allem durch Ineffizienz (wie auch Ungleichheit), der Schwarzmarkt vor allem durch Ungleichheit (wie auch Ineffizienz) gekennzeichnet. Das von der jeweiligen Ressourcenbasis der Akteure abhängige Spektrum alltäglicher Überlebensstrategien diente dazu, die Ineffizienz und Ungleichheit des Systems in den städtischen und ländlichen Lebenswelten abzumildern – wenn auch nur für den Moment.

IV. Moraldiskurse

Öffentliche und private Diskurse boten ein Biotop, in dem die Moralisierung des Mangels reiche Blüten trieb. Dabei wurden verschiedene, einander überlagernde Kontraste aus der Vorkriegszeit im Krieg zusätzlich akzentuiert – darunter jener zwischen Deutsch-Österreichern sowie Ungarn und Slawen. Eine Karikatur in der *Österreichischen Volkszeitung* brachte diesen Konflikt 1917 sinnfällig zum Ausdruck (Abbildung 3): Der Ernährungsminister Höfer und der Wiener Bürgermeister Weiskirchner suchen hängeringend eine ungarische Viehherde zum Übertritt über die Leitha zu bewegen, wogegen sich ein wohlgenährter, hämisch grinsender Viehhirte weigert. Im Hintergrund transportiert ein Güterzug Rohstoffe von Österreich nach Ungarn. Die moralisierende Botschaft ist für das deutschsprachige Lesepublikum leicht zu entschlüsseln: Wir – die Österreicher – erfüllen unsere Verpflichtungen, ihr – die Ungarn – verletzt eure Pflichten, um euch auf unsere Kosten ein gutes Leben zu machen.²⁸

Abbildung 3: Karikatur „Cis und Trans“ von Theo Zasche 1917

²⁸ Österreichische Volkszeitung (21.10.1917) 9.



Quelle: Österreichische Volkszeitung (21.10.1917) 9.

Ein weiterer Kontrast in den Moraldiskursen verlief zwischen „Volk“ und Obrigkeit. Vor allem die Person des Wiener Bürgermeisters wurde zur populären Projektionsfläche für das Versagen der Behörden bei der Lösung des Ernährungsproblems. So etwa brachten die *Neuen Glühlichter* 1915 eine Karikatur, die die Amtsführung Weiskirchners aufs Korn nahm:

„Haben S' a Idee, was ich als Bürgermeister von Wien alles zu tun hab? Einmal muss ich Mehl verkaufen, dann muss ich Kohlen zuführen, dann muss ich Erdäpfel auf den Markt bringen, dann muss ich Milchkühe nach Wien treiben, dann öfters Vorstellungen beim Ministerium machen, dann über die Approvisionnement Reden halten, und da schimpfen die Leut' über mich, dass ich nix tu! Da möcht' ich lieber noch Minister sein!“²⁹

Ein Kontrast, der durch den Zuzug jüdischer Flüchtlinge aus dem von der russischen Armee überrannten Galizien in das hungergeplagte Wien verschärft wurde, war jener zwischen dem „Wir“ und „dem Juden“. So etwa brachte die *Reichspost* 1918 den reißerischen Artikel „Der Hausjude“: „Es gibt eine neue Erscheinung in Wien. Früher hatte nur der polnische Edelmann und der ungarische Magnat seinen Hausjuden. Der war dazu da, Ratgeber in allen Finanzangelegenheiten zu sein, Kredit zu beschaffen, Pächter, Maschinen und Saatgut herbeizubringen, und am Schlusse, wenn das Gut verwirtschaftet war, selbst Gutsherr zu werden. Es gibt Hunderte solcher in Galizien und Ungarn. Jetzt hat sich die Einrichtung des Hausjuden schon in Wiener reichen Häusern eingebürgert. Er ist Küchenlieferant. Er

²⁹ Neue Glühlichter (18.11.1915) o.P.

effakturiert die Bestellungen im Laufe der Woche und kassiert Samstag ein. Er hat seine Wege, er kennt die geheimnisvollen Schlupfwinkel galizischer Glaubensgenossen. Wer nicht viel fragt, nicht nach der Herkunft und nicht nach dem Preise und als Kriegsgewinnler die Preise zu zahlen imstande ist, den erschließen sich die Zauberschlösser des Morgenlandes. Das Gesetz? Ja, das Gesetz ist da. Es begleitet den Staatsbürger aber nur bis zur Türe des Kriegsgewinners. Dann macht es kehrt. Teils weil Justitia bekanntlich blind ist und selten den richtigen erwischt, und zweitens weil die Schuldigen sehr geübte Gesetzesübertreter sind, die sich nicht so erwischen lassen, wie das arme Bäuerlein, das einen Kreuzer über dem Höchstpreis begehrt. So ist der Hausjude da und sein Geschäft blüht. Wir werden die Folgen genau so zu tragen haben, wie der galizische Edelmann, der sich einen Hausjuden hielt, bis sein väterliches Erbteil dem anderen gehörte ...³⁰ Hier bietet das christlichsoziale Blatt das ganze Arsenal antisemitischer Stereotype – Raffgier, Verschlagenheit, Eigennutz, Skrupellosigkeit, Hinterlist und so fort – auf, um aus der grassierenden Schattenwirtschaft politisches Kapital zu schlagen.

Ein klassen- und lagerbezogener Kontrast, der im Krieg akzentuiert wurde, war jener zwischen „Arbeiterklasse“ und „Bauernstand“. Arbeiter- und Bauernschaft sowie deren parteipolitische Vertreter, Sozialdemokratie und Christlichsoziale, konstruierten einander wechselseitig als Feinbilder: die Bauernschaft als „Kriegsgewinnler“ zulasten der in den Städten hungernden Arbeiterfamilien, die Arbeiterschaft als Hort kommunistischer Umtriebe zuungunsten der Grundbesitzenden auf dem Land. Ein sozialdemokratisches Plakat zur Nationalratswahl 1920 bedient sich dieser erfahrungsgesättigten, ideologisch aufgeladenen Projektionen aus Kriegs- und Nachkriegszeit: Ein raffgieriger Bauer mit grimmiger Fratze hortet Lebensmittel, während eine ausgezehnte Arbeiterfrau um Hilfe für ihr hungerndes Kind fleht.³¹ Aus diesem Kontrast zwischen Rot und Schwarz bezog die im Bürgerkrieg vom Februar 1934 kulminierende Krise der Ersten Republik einen Teil ihrer Dynamik.

Schließlich akzentuierte die Mangelgesellschaft des Krieges auch Kontraste innerhalb der Nachbarschaft und anderer alltäglicher Personennetzwerke. So etwa äußerte sich eine Wienerin 1917 in einem Schreiben an die Polizeidirektion Wien über einen als „Serben“ bezeichneten „Hamsterer“: „Ich gestatte mir, zu bemerken, dass es durchaus nicht meine Gewohnheit ist, mich mit Denunziationen zu befassen, aber der Umstand, dass ich selbst öfters Zeuge bin, wie sich die Menschenmenge anstellen muss um nach langem Warten von diesem Eierhändler einige Stück verabreicht zu erhalten und einem feindlichen Ausländer

³⁰ Reichspost (4.1.1918) 6.

³¹ Österreichische Nationalbibliothek, Bildarchiv Austria, PLA16304309.

wird ein derartiges Quantum geliefert, hat mich zu diesen Zeilen bewogen.“³² Mittels Denunziationen wie dieser beteiligten sich die Angehörigen der Kriegsgesellschaft selbst an deren zunehmender Fragmentierung. In einer Grundstimmung kollektiven Misstrauens konnten die Frau und der Mann von nebenan leicht in den Verdacht geraten, an dunklen Geschäften oder staatsfeindlichen Umtrieben beteiligt zu sein.

Die Mangelgesellschaft des Krieges war durch eine Vielzahl an Kontrasten durchschnitten: Deutsch-Österreicher gegen Ungarn und Slawen, „Volk“ gegen Obrigkeit, „Wir“ gegen „den Juden“, „Arbeiterklasse“ gegen „Bauernstand“, Nachbar gegen Nachbar. Diese multiplen Gegensätze zogen Risse im kriegspropagandistischen Entwurf der imperialen *Opfergemeinschaft*, die den habsburgischen Untertanen an der „Heimatfront“ abverlangte, wie die Soldaten an der Kampffront ihr Opfer zu bringen. Aus der Alltagsperspektive schob sich vor dieses Propagandakonstrukt eine vielfach gespaltene *Opfergesellschaft*, die Frau und Mann im Gefühl bestärkte, nationalistischen Feindvölkern, korrupten Bürokraten und raffgierigen „Kriegsgewinnlern“ zum Opfer zu fallen.³³ Die Kriegsgesellschaft der Habsburgermonarchie befand sich demnach im schleichenden Zerfall, bereits Jahre vor dem Zerfall als Staatsgebilde. Ließe sich ein verlässlicherer Gewährsmann für diese Erkenntnis finden als Karl Kraus?

³² Maureen HEALY, Denunzianten und Patriotismus: Briefe an die Wiener Polizei im Ersten Weltkrieg. In: Sozialwissenschaftliche Informationen 27 (1998) H. 2 106–112, hier 108.

³³ Vgl. HEALY, Vienna 31–86.